

## Editorial

Im Editorial zum ersten Heft dieses Jahrgangs haben wir auf die erhebliche Bandbreite der Themen des Heftes hingewiesen sowie darauf, dass es in allen Beiträgen darum geht, wie sich Ordnungsaufbau aus Praxisformen entwickelt, aus dynamischen Formen der Neujustierung, die sich zwar alle auf Strategien und Motive, auf Intentionen und Präferenzen zurückführen lassen, aber doch einer eigentümlichen Eigendynamik unterliegen. Auch dieses Heft hat mit derlei reflexiven, sich selbst verstärkenden Prozessen zu tun, die zu verstehen das eigentliche Geschäft von Soziologinnen und Soziologen ist. So zeigen Jenna Voss und Günter Warsewa am Beispiel „reflexiver Arbeitsgestaltung“, wie neue Produktions- und Arbeitsprozesse ungewollte Folgen und Risiken hervorbringen, auf die wiederum reflexiv reagiert werden muss. Auch Alexandra Manskes Studie über Berlins Internetbranche hat eine marktförmige Eigendynamik im Blick, in der das Feld selbst zum Aktanten wird, in dem sich Akteure bewegen. Am interessantesten werden soziologische Analysen dann, wenn sie solche „Zustandsdeterminiertheiten“, wie man in der Sprache der Kybernetik sagen könnte, als Praxis beschreiben, die ihre Akteure mit hervorbringt. So lässt sich Elisabeth Beck-Gernsheims Versuch der Erklärung primär endogener Heiratsmuster in Migrantenpopulationen auch so lesen, dass die Praxis der Partnerwahl nur aus den praktischen Kontexten heraus zu erklären. Beck-Gernsheims Aufsatz zeigt, worin der Mehrwert einer soziologischen Perspektive liegt: solche Muster nicht vorschnell als Stellungnahme zu interpretieren – etwa: gegen das Aufnahmeland oder seine Kultur –, sondern als Praxisform, die ganz andere Probleme löst, als es vorschnelle Interpretationen nahe legen. Auf eine ganz andere Dynamik machen Michael Windzio und Matthias Kleimann aufmerksam. Ihre Studie zeigt, wie die Berichterstattung über Kriminalität zugleich den politischen oder rechtlichen Umgang mit Kriminalität verändern könnte. Solche Rückkopplungen – hier nicht zwischen Bild und Realität, sondern etwa zwischen Natur und Kultur – machen Julia Reuter und Matthias Wieser zum Thema von Überlegungen darüber, wie die Soziologie ihre eigenen blinden Flecke sehen lernen kann – wie sie sich also selbst zum Gegenstand machen kann.

Die Soziale Welt bleibt also vielfältig – und die Herausgeber haben anlässlich jeden einzelnen Heftes wieder die Gelegenheit, an sich selbst zu beobachten, wie eigendynamisch auch ihre eigene Praxis abläuft. Die Rückkopplungen zwischen einzelnen Herausgeberurteilen oder die manchmal völlig unerwartete Position von Gutachtern zu einzelnen Manuskripten zeugt davon, wie sich Entscheidungen manchmal selbst verdichten – und dann doch uns zugerechnet werden müssen. Bruno Latour hat einmal vorgeschlagen, Manuskripte selbst als „Aktanten“ zu behandeln. Vielleicht krankt dieser Vorschlag nur daran, dass die Soziologie sich wenig vorstellen kann, was man nicht auf Akteure, auf deren Motive und Kognitionen zurechnen kann – und dann müssen eben die Dinge auch wie Aktanten sein. Richtig daran ist aber, dass Texte eine Widerständigkeit haben, die die Arbeit mit ihnen belohnt. Wir hoffen, dass einiges davon auch in der gedruckten Form deutlich wird.

München, im Mai 2006  
*Armin Nassehi*